

## **Probleme mit dem Steuerzahlen? Zum Evangelium: Mt 22,15-21**

**Thomas Marschler**

### **Angaben zur Veröffentlichung / Publication details:**

Marschler, Thomas. 2017. "Probleme mit dem Steuerzahlen? Zum Evangelium: Mt 22,15-21." *Praedica verbum: Zeitschrift im Dienste der Glaubensverkündigung* 122: 596-99.

### **Nutzungsbedingungen / Terms of use:**

**licgercopyright**

Dieses Dokument wird unter folgenden Bedingungen zur Verfügung gestellt: / This document is made available under the following conditions:

**Deutsches Urheberrecht**

Weitere Informationen finden Sie unter: / For more information see:

<https://www.uni-augsburg.de/de/organisation/bibliothek/publizieren-zitieren-archivieren/publizieren>



Thomas  
Marschler

## Probleme mit dem Steuerzahlen?

Zum Evangelium: Mt 22,15-21

Haben Sie Probleme mit dem Steuerzahlen? Wenn ich diese Frage stelle, denke ich nicht an den Ärger über drängende Fristen und komplizierte Formulare. Es geht um etwas viel Grundsätzlicheres: Ist das Zahlen von Steuern für Sie ein religiöses Problem, ein Problem für Sie als Christin oder Christ? Mancher wird nun verständnislos die Stirn runzeln – warum sollen die Forderungen des Fiskus für Christen problematischer sein als für jeden anderen Staatsbürger auch? Nun, für die Juden zur Zeit Jesu waren die Steuern ein religiöses Problem, und ein ziemlich großes sogar. Wer Steuern zahlt, der erkennt den Staat an, der sie einfordert. Der Staat, mit dem es die Juden vor 2.000 Jahren zu tun hatten, war das Römische Reich, an dessen Spitze der Kaiser stand. Der Kaiser in Rom aber war mehr als ein gewöhnlicher Monarch. Seine Forderungen nach absoluter Herrschaft und nach kultischer Verehrung berührten unmittelbar das religiöse Selbstverständnis eines gläubigen Juden. Für jemanden, der als seinen einzigen Herrn den Gott Israels anerkennt, mussten Steuern, die an einen solchen Kaiser fließen, notwendig Anstoß erregen.

Innerhalb des Judentums unter römischer Besatzung bildeten sich angesichts dieser Sachlage bald zwei extreme Fraktionen heraus. Auf der einen Seite standen diejenigen, die jede Zusammenarbeit mit dem römischen Staat als Sünde betrachteten. Wer Steuern zahlt, so sagten die Anhänger dieser Partei, vergeht sich gegen Gottes Gebot. Allein die Steuermünze, auf der das Bild des Kaisers mit der Aufschrift »Hoherpriester« zu sehen war, galt ihnen als unerträglich. Zu den Vertretern dieser rigoristischen Position gehörten vor allem die Pharisäer.

Daneben fehlte es aber nicht an Juden, die sich mit dem herrschenden System arrangieren wollten. Wer das Steuerzahlen boykottiert, so hielten sie ihren strengen Glaubensbrüdern entgegen, riskiert harte Strafen der Römer und bringt auch noch den Rest nationaler und religiöser Eigenständigkeit in Gefahr. Wer sich mit den Gegebenheiten abfindet, kann dagegen recht bequem leben, zumindest in der jüdischen Oberschicht. Zu den Befürwortern dieses Kurses gehörten zur Zeit Jesu die Herodianer, die Parteigänger des Königs Herodes Antipas (20 v. Chr. – 39 n. Chr.), der so romtreu war, dass er sogar eine Stadt seines Landes nach dem damaligen Kaiser Tiberius (42 v. Chr. – 37 n. Chr.) benannte.

Erst wenn wir diesen zeitgeschichtlichen Hintergrund begriffen haben, können wir die Brisanz der Situation ermessen, der Jesus im heutigen Evangelium ausgesetzt ist. Pharisäer und Herodianer, also Leute, die einander eigentlich wie Hund und Katze gegenüberstehen, haben sich zusammengetan, um Jesus eine Falle zu stellen. Gemeinsam kommen sie zu ihm und legen ihm nach einem geheuchelten Kompliment die Frage vor, ob für einen gläubigen Juden das Steuerzahlen erlaubt sei. Jesus steht damit in einem echten Dilemma: Sagt er nein, können ihn die Herodianer bei den Römern als Staatsfeind anschwärzen; sagt er ja, so werden ihm die strenggläubigen Pharisäer Verrat an der Religion vorwerfen.

Verlassen wir an diesem dramatischen Punkt der Erzählung kurz das Evangelium, und wenden wir den Blick auf unsere eigene Situation. Das Steuerzahlen mag uns Christen zwar noch keine grundsätzlichen Schwierigkeiten bereiten. Aber auch wir stehen in zunehmendem Maße vor der Frage, wie wir mit der größer werdenden Kluft zwischen unserem Glauben und der Ordnung des Staates umgehen sollen, in dem wir leben. Plötzlich sind uns die jüdischen Parteien von damals gar nicht mehr so fern.

Auch in der Kirche unserer Zeit werden Stimmen laut, die meinen, ein Staat, der z. B. in der Frage nach dem Abtreibungsrecht oder in der Ehegesetzgebung gegen göttliches Recht verstößt, könne uns eigentlich zu gar nichts mehr verpflichten – eine Variante des pharisäischen Rigorismus. Größer aber scheint die Gruppe derer zu sein, die den Weg der Herodianer gehen. Man vermeidet jeden Widerspruch gegen die herrschenden Autoritäten, weil man fürchtet, dadurch ins gesellschaftliche Abseits zu geraten und diejenigen Privilegien zu verlieren, die der deutsche Staat den großen christlichen Kirchen weiterhin zugesteht.

Politische Totalverweigerung oder politisch korrekte Stromlinienförmigkeit – sind das wirklich die einzigen Alternativen für Menschen, die ihren Glauben in einer zunehmend glaubensfernen Umwelt treu leben möchten? Die Antwort Jesu im Evangelium weist uns einen dritten Weg. Ohne auf die Provokation seiner Fragesteller einzugehen, übernimmt Christus die Leitung des Gesprächs. Er lässt sich einen Denar, die Steuermünze mit dem Bild des Kaisers, zeigen, und gibt dann zur Antwort: »So gebt dem Kaiser, was dem Kaiser gehört, und Gott, was Gott gehört.« (Mt 22,21) – Ein Rat, der auch für uns heute noch Gültigkeit besitzt! Im jetzigen Augenblick, so sagt uns Christus, existiert und wächst das Gottesreich noch verborgen mitten in der Welt. Die Münzen in eurer Hand tragen das Bild des Kaisers, und es wäre töricht, das nicht wahrhaben zu wollen. Selbst der größte Eiferer für die Rechte Gottes, der alte und neue Pharisäer also, muss sich damit abfinden, dass er in einem irdischen Staat, in einer menschlichen Gesellschaft lebt, deren Herrscher, Gesetzgeber und Wortführer er sich nicht aussuchen kann. Der Glaube gibt niemandem das Recht dazu, sich dieser Herrschaft einfach zu entziehen, selbst wenn sie durch Ungerechtigkeit und Widergöttliches geprägt ist. Und weil alle Menschen auf das Funktionieren der weltlichen Ordnung angewiesen sind, ist es legitim, dass alle einen Beitrag dazu leisten müssen: »Gebt dem Kaiser, was dem Kaiser gehört!«

Aber, so sagt uns der Herr zugleich, es gehört eben nicht alles dem Kaiser: »Gebt Gott, was Gott gehört« – diese Mahnung gilt gestern wie heute all jenen, die nach Art der Herodianer vergessen, dass weltlicher Besitz- und Herrschaftsanspruch seine Grenzen hat. Die Welt, die gleichsam wie eine Münze in unsere Hand gelegt ist, trägt auch noch ein anderes Bild: das Antlitz Gottes, ihres Schöpfers. Ganz besonders ist dieses Siegel eingeprägt in die Seele des Menschen, denn ihn hat Gott unmittelbar nach seinem Bild geschaffen. Die Christen aller Zeiten haben deshalb gewusst, dass ihre unsterbliche Seele allein Gott, dem Herrn, gehört. Sie dürfen wir niemals an die Welt verkaufen – nicht an den Zeitgeist, nicht an das aufgeklärte Bewusstsein, nicht an die Mehrheitsmeinung oder wie auch immer die Kaiser einer Epoche heißen mögen. Es gibt Dinge, die ein gläubiger Mensch niemals tun darf, egal welcher Vorteil lockt oder welcher Nachteil droht. Die Märtyrer erinnern uns daran, was das im äußersten Konfliktfall bedeuten kann.

Christliches Dasein in Staat und Gesellschaft bedeutet also: die weltlichen Autoritäten anzuerkennen und Gott die Ehre zu geben; das Gemeinwesen zu unterstützen, ohne sich gleichschalten zu lassen; ein guter Staatsbürger zu sein, aber dort Widerstand zu leisten, wo Gottes Ansprüche verletzt werden. Nur dann werden wir so leben, wie der Herr es von uns verlangt: in der Welt, aber nicht von der Welt.